In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 154. Posen, den 8. Juli 1928. 2. Jahrg.

Scarlett Trent.

Der Roman eines starken Mannes.

Von Ernst Philipps.

7. Fortsetzung. (Nachdruck untersagt.)

„Was?" fragte er leicht unsicher.

„Journalistin. Ich bin bei der „Täglichen Rundschau". Die Erledigung derartiger Aufgaben wird mir sonst nicht übertragen, aber ein Kollege, der damit betraut war, erkrankte, und sein Vertreter kann nicht zeichnen. Deshalb schickte man mich her! Schauen Sie mich bitte nicht an, als ob ich ein Gespenst sei. Haben Sie noch nie eine Journalistin kennengelernt?"

„Nein," anwortete er mit Nachdruck. „Ich wußte nicht, daß sich Damen zu solcher Beschäftigung hergeben."

Sie lachte leise, und Trent erfuhr jetzt zum ersten Male in seinem Leben, was eine musikalische Frauenstimme war.

„Oh, es ist durchaus nichts Ungewöhnliches," entgegnete sie. „Sie haben sicherlich nichts dagegen, sich von mir interviewen zu lassen?"

„Was meinen Sie?" forschte er verständnislos.

„Daß ich Sie interviewe. Dazu bin ich nämlich hergekommen. Ebenso brauchen wir eine Skizze Ihres Hauses. Ich weiß, daß Ihnen das sehr unangenehm ist. Man hat mir erzählt, wie Sie den armen Morrison von der „Post" behandelt haben. Ich werde meine Fragen sorgfältig überlegen und Sie nur wenige Minuten belästigen."

Er schaute sie unentwegt an, erstaunt und wie geblendet. Vom Scheitel bis zur Sohle bot sie eine tadellose Erscheinung, von dem geschmackvollen weißen Hut herab bis zu den zierlichen Schuhen. Eine Journalistin! Er sah sie noch einmal an, die schönen braunen Augen, die leicht besorgt auf ihm ruhten, und den kleinen Mund mit dem humoristischen Zug. Die kleinen verwirrten Löckchen schimmerten wieder im Sonnenlicht. Sie war es! Er hatte sie gefunden!

Sie schloß aus seinem Stillschweigen, daß er mit seiner Zusage noch zögere, und fuhr leicht beunruhigt fort:

„Ich werde Sie wirklich nicht zuviel fragen, und es ist für mich von großer Wichtigkeit, von Ihnen ein Interview zu erhalten. Allerdings hätte ich ohne Ihre Erlaubnis nicht die Skizze anfangen dürfen. Wenn Sie mir das verübeln, werde ich gehen."

Es kostete ihn eine gewisse Anstrengung, zu sprechen, aber seine Stimme klang überzeugend, als er antwortete:

„Sie können zeichnen, solange es Ihnen paßt, und die Skizze für jeden Ihnen passenden Zweck verwenden. Es ist allerdings kein großer Landsitz."

„Sie sind zu freundlich! Und wie denken Sie über ein Interview?"

„Ich werde Ihnen sehr gern alles erzählen, was Sie wissen wollen," sagte er ruhig.

Sie vermochte kaum an ihr Glück zu glauben. Vor allem, als sie an die Beschreibung dachte, die ihre Kollegen von Trent gegeben hatten. Danach war er ungebildet, grob und unhöflich; der Chefredakteur müßte eine Tracht Prügel haben, daß er sie einem derartigen Menschen zuschickte. Das alles hatten sie gesagt. Innerlich mußte sie darüber lachen.

„Es ist wirklich sehr liebenswürdig von Ihnen, Herr Trent," erklärte sie ernst. „Es kostete mich große Ueberwindung, hierherzukommen. Denn ich hatte keine Ahnung, ob Sie mich wirklich empfangen würden. Darf ich erst meine Skizze beenden? Vielleicht können Sie mir dann einen Augenblick Ihre Zeit schenken."

„Wie Sie wollen. Darf ich Ihr Werk sehen?"

„Gewiß." Sie überreichte ihm das Skizzenbuch. „Aber es ist noch nicht ganz fertig."

„Wird es noch lange dauern?"

„Vielleicht eine Stunde."

„Sie sind sehr tüchtig," sagte er mit einem leichten Seufzer.

„Man nennt Sie den tüchtigsten Mann Londons," gab sie zurück.

„Pah! Es ist keine Tüchtigkeit, die einem zu Reichtum verhilft."

Er klemmte die Zähne zusammen und äußerte innerlich eine kräftige Verwünschung. Sie hatte sich plötzlich in ihre Arbeit vertieft. Ein lautes, schrilles Lachen hatte sie beide zusammenzucken lassen. Eine junge Frau mit Lockenkopf und in hellblauer Abendtoilette tanzte auf der Rasenfläche vor unsichtbaren Zuschauern. Trents Augen schossen Blitze, sein Gesicht glühte. Es war ein Tanz aus einem Tingel-Tangel, und die Bewegungen waren reichlich ordinär. Bevor er es verhüten konnte, entschlüpfte ihm ein Fluch. Und dann wagte er es selbst nicht mehr, nach der neben ihm stehenden Frau zu blicken.

„Ich bitte um Entschuldigung," murmelte er. „Ich werde der Szene sofort ein Ende machen."

„Sie dürfen Ihre Freunde nicht meinetwegen in ihren Vergnügungen stören," sagte sie ruhig. Sie blickte nicht auf, doch Trent fühlte deutlich ihre veränderte Haltung ihm gegenüber.

„Es sind nicht meine Freunde," rief er ungestüm. „Ich werde sie alle hinausjagen."

Einen Augenblick sah sie auf, erstaunt über seine unerwartete Heftigkeit. Sie zweifelte nicht daran, daß er meinte, was er sagte. Ohne ihn anzusehen, fuhr sie in ihrer Tätigkeit fort, doch ihr Ton war schon freundlicher, als sie bemerkte:

„Es wird etwas länger dauern, als ich glaubte. Kann ich vielleicht morgen vormittag wiederkommen? Wann fahren Sie in die City?"

„Auf keinen Fall vormittag," sagte er. „Sie können morgen kommen, wann Sie wollen. Sie brauchen sich an jener Gesellschaft nicht zu stören. Ich werde schon dafür sorgen, daß man aus Ihrer Nähe bleibt."

„Sie dürfen sich nicht meinetwegen Schwierigkeiten aufladen und Ihre Gewohnheiten ändern. Ich bin durch meine Tätigkeit gewöhnt, Leute jeder Art kennenzulernen. Es kümmert mich wirklich nicht. Wollen Sie nicht lieber ins Haus gehen? Ich glaube, den Tafelgong gehört zu haben."

Er zögerte, anscheinend unsicher, doch entschlossen.

„Ich möchte Sie noch etwas fragen. Es mag Ihnen zudringlich vorkommen, aber das ist wirklich nicht meine

Absicht. Ich kann Ihnen jetzt nicht sagen, warum ich es wissen will; aber es zwingt mich ein guter Grund, es zu tun."

„Fragen Sie ruhig. Ich verspreche Ihnen zu antworten, wenn ich es ermöglichen kann."

„Sie sagten, daß Sie Journalistin sind. Haben Sie sich diesen Beruf zum Zeitvertreib gewählt — oder um Geld zu verdienen?"

„Nur um Geld zu verdienen," erwiderte sie lachend. „Ich liebe meine Tätigkeit sehr, aber ich würde sie nicht halb so angenehm empfinden, wenn ich mir damit nicht meinen Unterhalt erwerben könnte. Glauben Sie, daß ich sie nur aus Liebhaberei betreibe?"

„Ich weiß es nicht," antwortete er. „Jedenfalls danke ich Ihnen. Kommen Sie also morgen?"

„Gern."

„Auf Wiedersehen!"

Trent lüftete den Hut und schritt widerstrebend dem Hause zu, erfüllt von dem Bewußtsein, daß ihm etwas Wunderbares zuteil geworden ist. Er versank in angestrengtes Grübeln, und einmal blieb er stehen, einen kleinen Hund zu streicheln, den er gewöhnlich übersah, und als er über das Grasfeld ging, pflückte er eine weiße Rose und fragte sich, weshalb diese ihn an sie erinnerte.

X.

Trents Erscheinen auf der Rasenfläche wurde mit begeisterten Ausrufen begrüßt. Die junge Dame in Blau machte einige Tanzschritte und näherte sich ihm auf den Zehenspitzen. Das junge Weib mit dem blonden Haar schmollte allerdings noch, gab ihm aber durch einen Seitenblick zu verstehen, daß er ihre Gunst noch nicht für immer verloren habe. Niemand von ihnen bemerkte die mehr oder weniger unheilverkündende Höflichkeit mit der er ihren Gruß beantwortete, und den geringschätzigen Blick, den er abwechselnd auf die eine oder andere warf.

„Wo ist der vertriebene Stamm?" fragte er, während die Mädchen ihn an seiner Seite ins Haus begleiteten.

Der Witz wurde mit einem kichernden Lachen begrüßt.

„Mama und ihr Schäfchen sitzen im Salon," erzählte Ellen Montressor, die junge Dame in Blau, die Tänzerin war.

„Man hält uns nicht für passende Gesellschaft, Trent. Mama behauptet, daß sie ihre Julie fortsenden muß, wenn wir hierbleiben. Ist das nicht stark? Und der alte Herr ist dabei, seinen Mut mit Selterwasser und Whisky aufzufrischen, um Ihnen seine Meinung sagen zu können."

Trent lächelte. Die Situation wirkte unwiderstehlich auf seine Lachmuskeln. Es lag etwas so Erheiterndes in ihr, die nur er nach ihrem richtigen Wert einschätzen konnte.

„Erwartet er, daß ich euch wegschicke?"

„Darauf können Sie Gift nehmen," erwiderte Ellen. „Die alte Mumie, seine Frau, spielt den ganzen Tag die vornehme Dame und schlägt die Augen gen Himmel, wenn sie mich tanzen sieht. Und sie machte Flossie heftige Vorwürfe, weil sie einige Gläser Likör trank. Nicht wahr, Flossie?"

Die junge Blondine bestätigte ihre Erklärung mit erhabener Würde.

„Ich hatte Zahnschmerzen," gab sie zur Antwort, „und Frau da Souza — oder wie sich die alte Hexe nennt — war gewaltig grob zu mir. Ich bin ebenso anständig, wie sie sich einbildet zu sein, während sie das arme Wurm von Kind überallhin mitschleppt, um es an den Mann zu bringen."

Ellen Montressor, die einige Schritte zurückgeblieben war, eine Blume abzupflücken, schloß sich ihnen wieder an.

„Hören Sie, Trent," nahm sie das Wort, „Recht ist Recht, und Versprechungen müssen gehalten werden. Wir sind nicht herabgekommen, um uns durch die dicke, alte Hexe malträtieren zu lassen. Sie werden uns doch nicht fortschicken, um dem Ekel damit einen Gefallen zu tun?"

„Ich verspreche Ihnen, daß Sie gehen, sobald Frau da Souza geht, und nicht eher — zufrieden?"

„Ausgezeichnet," erklärte die junge Dame aufatmend. „Ziehen Sie sich jetzt rasch um, Flossie und ich sind bereits fertig. Die kleine da Souza hat ein neues Kleidchen an — schwarz mit Spitzen. Sie sieht darin noch gelber aus als sonst. Da — der Gong zum zweitenmal, und wir beide haben einen Hunger wie ein Wolf. Beeilen Sie sich ein wenig, Trent."

Der Mann betrat das Haus. In der Halle stieß er auf den abgemagerten, runzligen da Souza im Abendanzug. Die Jahre hatten ihn gnädig behandelt, oder vielleicht war das englische Klima rücksichtsvoller mit seiner gelben Haut umgegangen, als die feuchte Hitze der Goldküste.

Er begrüßte Trent mit lauter Herzlichkeit, ihn indessen scharf musternd.

„Zurück vom Geldverdienen, alter Knabe? Zurück vom Beutezug? Wie ist es Ihnen heute ergangen?"

„So ziemlich," antwortete Trent, indes er die Treppe hinaufstieg.

Da Souza zögerte und eilte dann hinter ihm her.

„Ich möchte Sie einen Augenblick, einen ganz kleinen Augenblick nur sprechen, Trent."

„Kommen Sie mit, ich mache inzwischen Toilette," forderte ihn der andere auf. „Es ist Essenszeit, und ich verspüre Hunger."

„Gut, gut," murmelte da Souza. Nach ihrem Eintritt drückte er die Schlafzimmertür hinter sich ins Schloß. Es handelt sich nämlich um die jungen Damen."

„Wie? Um Fräulein Montressor und ihre Freundin?" fragte Trent und tauchte den Kopf in das kühle Wasser des Bassins.

„Ganz recht! Scharmante, junge Damen, mein lieber Freund. Aber ein wenig — nun, ein wenig leichtsinnig. Meinen Sie nicht auch?"

„Das habe ich noch nicht bemerkt," antwortete Trent, während er sich abtrocknete. „Und wenn dem so wäre?"

Da Souza zupfte an seinem Smoking und schritt unruhig auf und ab.

„Wir — äh, Männer von Welt, mein werter Trent, brauchen nicht so wählerisch zu sein — aber die Damen, wissen Sie, die Damen bemerken gleich alles."

„Welche Damen?" forschte Trent kurz.

„Meine Frau hat sich darüber zu mir ausgesprochen," fuhr da Souza fort. „Sehen Sie, Trent, Julie ist noch so jung — unsere liebe Tochter ist noch ein Kind; und, wie meine Frau ganz richtig sagt, man kann nie vorsichtig genug sein, und — nun, Sie begreifen mich jedenfalls?"

„Meinen Sie damit, daß ich die Mädels wegschicken soll?"

Da Souza spreizte die Hände — eine Angewohnheit, die er aus seinem früheren Leben beibehalten hatte, nur waren die Hände jetzt weiß und die Brillanten an den Fingern echt.

„Persönlich finde ich sie ganz reizend. Aber meine Frau sagte mir: „Hiram, die Mädchen sind kein passender Umgang für unsere liebe unschuldige Julie. Du mußt mit Herrn Trent darüber sprechen. Er wird es sicherlich einsehen. Sie hat recht, nicht wahr?"

Trent hatte seine Toilette beendet und starrte, die Haarbürste in der Hand, mit einem sonderbaren Lächeln um die Lippen, auf das nervös zuckende Gesicht des Portugiesen.

„Ja, ich sehe das wohl ein, da Souza," sagte er. „Sie haben vollkommen recht. Man kann nie vorsichtig genug sein."

Da Souza blinzelte mit den Augen. Er wollte etwas erwidern, doch Trent kam ihm zuvor.

(Fortsetzung folgt.)

Im Ruderboot von Posen nach Danzig.

Von Wichard Hahn, stud. rer. pol., Posen.

(10. Fortsetzung.)

Um sieben Uhr wurden die beiden Eichhorster Schleusen geöffnet, daher konnten wir diesen Ort nicht früher verlassen. Soweit wir nicht durch Schleusen aufgehalten wurden, ruderten wir bis Labischin durch. Etwa sieben Kilometer oberhalb der Stadt legten wir zur Mittagsrast in einem Walde an. Um drei Uhr wurde aufgebrochen und weitergefahren. Ohne Pause ging es die Netze aufwärts durch Labischin hindurch und weiter bis zum Mielnosee. Unter den Schutz bietenden großen Bäumen wollten wir auf einer der vielen Halbinseln unsere Lagerstätte aufschlagen. Da die letzte Schleuse in Pakosch schon geschlossen war, hätte es für uns keinen Zweck gehabt, weiterzufahren. Auf der kurzen Strecke, die uns von der Stadt trennte, war jedoch kein guter Lagerplatz zu finden. Während wir nach einer günstigen Anlegestelle Ausschau hielten und das Boot, von Wind und den letzten Ruderschlägen getrieben, langsam weitertrieb, zog eine surrende Dreschmaschine, die vor einem am See gelegenen Gutshofe aufgestellt war, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Da kam einer auf den guten Gedanken, um ein Bund Stroh für unser Lager zu bitten, das in Mengen aus dem Dreschkasten wanderte. Daß sich das Strohlager auf diese Weise in fein bezogene weiße Betten umwandeln würde, hätte keiner von uns gedacht. Denn als wir im Gutshause um Stroh nachfragten, da wurden wir in liebenswürdigster Weise aufgefordert, im Hause selbst zu übernachten. Das geplante „Nachtlager von Granada" wurde aufgegeben und der Einladung gern Folge geleistet.

Im Laufe des nächsten Vormittags verließen wir Mielno. Bis Pakosch hatten wir noch 6 Kilometer zurückzulegen. Erleichtert atmeten wir auf, als sich zum letzten Male die Schleusentore hinter uns schlossen. Nun brauchten wir nicht mehr um Dasein oder Nichtdasein der Schleusenmeister zu bangen. Vor allem hätte unsere „Kriegskasse" diese Schleuserei nicht mehr lange ausgehalten, denn die Leere, die sich in ihr bemerkbar machte, wurde von Tag zu Tag beängstigender. Und so waren wir gezwungen „silberne Tagesrationen" einzuführen. Mehr durfte nicht ausgegeben werden, sonst hätte dieser „schnöde Betriebsstoff" nicht mehr bis nach Hause gereicht. — Für Abwechslung ist gesorgt! Das hatten wir im Laufe unserer Wanderfahrt immer wieder zu merken bekommen. Unsere Freude, daß die elenden zeitraubenden Schleusenanlagen endlich hinter uns lagen, war noch nicht verflogen, da überraschte das Geschick uns mit einer neuen Bescherung. Längs den Netzeufern war Schilf gehauen worden. Da die Hälfte davon in den Fluß fiel und stromab trieb, hatte sich an den Brückenpfeilern alles gestaut. Aehnlich wie einst auf dem Bartschiner See mußten wir erst eine Fahrrinne durch das Grünzeug bahnen, ehe wir den Weg fortsetzen konnten. Da sich dieser „Spaß" alle vier bis fünf Kilometer an jeder nächsten Brücke wiederholte, so verloren wir wiederum eine Menge Zeit. Dann aber konnten wir ohne Aufenthalt unsere Fahrt fortsetzen. Um sechs Uhr legten wir in Kobelnik an.

Der nächste Tag war ein Sonntag, so ließen wir uns Zeit mit der Fahrt über den Goplo-See. Am Feiertag hätte man schwerlich einen Bauern gefunden, der das Boot zum Sleszyner-See fahren würde. Mehr als zwei einhalb Stunden bedurften wir bei dem wehenden Südwind nicht zur Ueberfahrt, daher verließen wir Kobelnik erst am Nachmittag um 4 Uhr. Bei strömendem Regen stiegen wir ins Boot. Ein schlechtes Omen. Eine gute, halbe Stunde bedauerten wir, das Zeichen des Wettergottes nicht beachtet zu haben. Wie wir auf dem freien Goplo hinaus waren, hatte der Regen zwar nachgelassen; dafür wehte eine frische Brise über den See und trieb uns lustig Well' auf Welle vor den Bug. Wie eine ausgerichtete Schlachtlinie rollten sie über den ganzen See. Reihe um Reihe durchschnitt die „Hexe". Taktmäßig klatschten die Wellenberge am Bug auseinander, rollten an den Bordwänden entlang, um sich hinter dem Heck zur alten Ordnung zu vereinigen. Ab und zu zischten sie in den Auslegern hoch und sanken sprudelnd wieder zurück. Aufgeben brauchten wir unsere Ueberfahrt noch lange nicht. Heute, wo der Wind uns um die Ohren pfiff, und die „Hexe" im Rhythmus durch die Wellen schaukelte, machte die Fahrt über die breiten Gewässer des Goplos erst richtig Freude. Knatternd flatterte unsere Flagge hinter dem Boote her; ein schöner Anblick, wie sie steif im Winde stand. Voll Mißtrauen beobachteten wir am Südhimmel eine dunkle, schwarze Wolke, die von Minute zu Minute höher stieg. Die Wellen wurden immer größer, immer schneller rauschten sie am Boot vorüber. „Nur nicht nachgeben", dachten wir, „es wird schon gehen." Aber — keine Viertelstunde verging, war der Sturm, als Vorbote des heraufziehenden Gewitters erschienen. Schon von weitem sahen wir ihn über den See herangefegen. Drei Kilometer voraus war die Wasserfläche nur noch ein weißes Wallen und Ueberschlagen der Wellen. Hell leuchteten die Schaumkämme in der Dämmerstimmung des Gewitters, blitzschnell kamen sie näher. Es half nichts mehr, wir mußten so schnell wie möglich ausrücken. Freies Ufer war nirgends zu sehen. Ueberall Schilf, Schilf und nochmal Schilf. Gerade aus in den Sturm hineinzufahren und am Ufer eine Landungsstelle suchen, wäre zwecklos gewesen. Der einzige Ausweg: „Drehen und Fersengeld geben, bis wir freies Ufer finden." Im Schutze einer Schilfecke wendeten wir das Boot und rückten mit „Volldampf" aus. Doch, mit dem „Türmen" hatten wir uns ganz gewaltig verrechnet. Schon in einer Minute hatte uns der Sturm eingeholt und mächtig „ins Wickel" genommen. Links und rechts schäumten die Wogen hoch. Bald von dieser, bald von jener Seite schwappten sie in unser Boot. Tief schnitt der schwerbepackte Kahn in die Wogen. Bisweilen hatten wir das Empfinden, als ob das Boot an Heck und Bug nur von zwei Wellenbergen getragen würde. Alles in allem: „eine feine Situation". Und wie „sauber" wir ruderten, wie die Meisterskôller auf Grünau." Mit dem Aufwand unserer ganzen Rudertechnik, steuerten wir dem schäumenden Naß zu entgegen. So blitzschnell hatten wir nie die Skulls „abgedreht", so vorsichtig und ruhig waren wir nie „vorgerollt", auf der ganzen Fahrt nicht. Unser Trainer hätte uns sehen sollen! Vor Freude über unsere technischen Fortschritte hätte er sich eins ins Fäustchen gelacht! Der kleinste „Krebs" (ein Fachausdruck für das Hängenbleiben der Ruder im Wasser) hätte uns in diesen Wellen zum Kentern gebracht. Bei diesem Sturm wäre es eine nicht gerade angenehme Bescherung gewesen. Ganze vier Kilometer mußten wir in dieser Lage zurückrudern, bis wir einen Schlupfwinkel in dem verschilften Ufer fanden und landen konnten. Schön war die Landungsstelle nicht zu nennen. Ganz dichtes Gestrüpp umgab uns. Dazu „goß" es vom Himmel herunter, wie auf Bezahlung. Wir mußten uns allmählich für die Nacht vorbereiten, da eine bessere Wetterlage nicht mehr zu erwarten war. Zuerst galt es in dem Gestrüpp Platz für das Zelt zu schaffen und in die Dornenbüsche einen freien Platz zu schlagen. Bei der allgemeinen Näſſe eine angenehme Arbeit! Von der Flucht waren wir ganz niedergeschlagen; wie drei Versprengte hausten wir hier in Busch und Wildnis. Was im Umkreis von 10 Metern vor sich ging, konnten wir nicht einmal feststellen, so dicht war das Gestrüpp. Verstimmt hüllte sich jeder in Decke und Mantel und versuchte einzuschlafen. Monoton trommelte der herabfallende Regen auf die Zeltbahn; so dauerte es geraume Zeit, bis wir in „Morpheus Armen lagen".

Krebse.

Die Monate ohne R., die mit dem Mai ihren Anfang nehmen, bringen unsern Feinschmeckern eine besonders köstliche Speise, nämlich die Krebse, die leider heutzutage so teuer sind, daß sie auf dem Tisch des kleinen Mannes fehlen müssen. Da waren es früher doch gute Zeiten, als man zum Beispiel in den Städten der Ostseeküste Krebse für ein paar Pfennige bekommen konnte: die großen Schwedendampfer brachten ganze Ladungen herüber, — da war der Krebs keine festliche Delikatesse, sondern ein Nahrungsmittel, wie andere Nahrungsmittel auch. Es war aber immer wieder ein festlicher Augenblick für uns Kinder, wenn die grauen Schaltiere in das kochende Wasser geworfen wurden, um dann bald darauf in leuchtendem Siegellackrot auf der Schüssel zu prangen. Und wie lustig waren sie anzusehen mit ihren schwarzen Stecknadelkopfaugen und den roten Fühlerborsten.

So ein Krebs ist ein gar zu eigentümliches Tier. Haben wir das Schaltier auf dem Teller liegen, so fühlen wir uns versucht, Anatomie zu treiben, — und das ist eine ganz angenehme Form des Studiums, wenn jede wissenschaftliche Feststellung durch einen köstlichen, zarten Bissen belohnt wird. Da ist zunächst das vordere, das Kopfbruststück mit seinem Rückenschild, der vorn in den Stirnstachel mündet, an dessen Grunde die beiden Knopfaugen liegen. Sie befinden sich auf beweglichen Stielen und können nach verschiedenen Richtungen gestellt oder auch in schützende Rinnen zurückgelegt werden. Zur Unterstützung dieser Sehorgane dienen die seitlich der Augen stehenden Fühler. Am Grunde dieser Fühler fallen zwei kegelförmige Erhebungen auf, die mit einer inneren grünen Drüse, der Antennendrüse, in Verbindung stehen, die als Ausscheidungsorgan nach Art der Nieren dient. Das Interessanteste aber sind die inneren Fühler, die zwischen den Aeußeren liegen und mit kleinen Säckchen versehen sind, in denen winzige sogenannte „Richtsteinchen" liegen, die als Gleichgewichtsorgane dienen. Die neueren Forscher behaupten, daß der junge Krebs selber durch eine Bewegung seiner Beine diese Gehörsteinchen in die richtige Lage bringt.

Die Mundöffnung befindet sich an der Unterseite des Krebses und ist von zahlreichen beweglichen Teilen umgeben, den verschiedenen Lippen- und Kieferpaaren, die alle der Erfassung und dem Festhalten sowie der Zerkleinerung der Nahrung dienen, während das eigentliche Zerkauen durch die sonderbaren Magenzähne geschieht. Die Innenfläche des geräumigen Krebsmagens ist nämlich mit Zähnen ausgestattet, die durch besondere Muskeln bewegt werden.

Der Krebs besitzt fünf Beinpaare, von denen [illegible] deren Paare in Scheren endigen.

Das Eigentümlichste am Krebs ist, daß er sich alljährlich häutet, denn da sein Schalenpanzer starr und fest ist, könnte er nicht mehr wachsen, wenn nicht die alte Haut abgestreift würde. Aber nicht nur der eigentliche Panzer wird abgeworfen, sondern

auch Fühler, Augen, Kiemen, ja sogar die Darmkanäle entledigen sich ihrer Hauthüllen. Der Krebs wird „wie neu". Auch Magenhaut und Magenzähne wechseln, — es ist also wohl zu verstehen, daß der Krebs einige Tage vor der Häutung mit schwerem Unbehagen zu kämpfen hat und gar keinen Appetit mehr verspürt, wie dies Réaumur schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts beobachtet hat. Das Abwerfen des Panzers ist für den Krebs mit einer wirklichen großen Anstrengung verbunden; er reibt die Beine gegeneinander, wirft sich auf den Rücken, arbeitet mit dem ganzen Körper, und es gelingt ihm, die Haut zu zerreißen, die am Rücken den Panzer des Kopfbruststücks mit dem Schwanz verbindet. Damit hebt sich der große Rückenpanzer. In weniger als einer halben Stunde hat sich der Krebs alsdann aus seiner Haut gezogen, indem er, mit dem Kopfteil sich nach hinten stemmend, Augen und Fühler frei macht und dann die Beine aus den engen Hüllen herauszwängt. Bisweilen verliert er dabei sogar ein Bein. Der eben aus seiner Hülle gekrochene Krebs hat eine weiche Haut, die aber schon nach wenigen Tagen durch reichliche Ablagerung von Chitin und Kalk die Festigkeit des alten Panzers erlangt.

Auch das Wunder der schönen roten Farbe nach dem Kochen wollen wir noch klären: der im Leben schwärzlich-grüne Krebs hat in seiner Haut zwei Farbstoffe, einen roten und einen bräunlichen; nur der bräunliche aber wird durch die Hitze zerstört, so daß dann der rote allein zur Geltung kommt.

Und nun wollen wir uns den Genuß dieses Göttermahls nicht länger durch besinnliche Betrachtungen stören lassen!

P. K.

Chloroform.

Von Claude Orval.

Herr Sylvestre Choutard hatte seit undenkbar langen Zeiten eine schlechte Nacht hinter sich.

Hinter seinen sicheren Rentengeldern und seiner noch sichereren Mauer unbeirrbaren Egoismus verschanzt, war Sylvestre Choutard fünfzig Jahre alt geworden, ohne jemals einen ernsthaften Zusammenstoß mit den feindlichen Mächten des Lebens erlitten zu haben. Ganz systematisch hatte er seine Augen vor jeglicher Art mitmenschlichen Leidens verschlossen, denn er haßte alles, was möglicherweise seine Ruhe stören könnte, und außerdem sah er voll Verachtung auf alle Lebensfreude und übersprudelnde Jugend. Seine Zeitung diktierte ihm die Anschauungen, die er zu haben für nötig befand, so daß Herr Sylvestre Choutard zu allem auch noch den Beschwerden des persönlichen Denkens enthoben war.

Da trat plötzlich die Begebenheit ein, die wie eine Bombe Herrn Choutards friedvolles Dasein gewissermaßen zersplitterte. Ein überaus schnell eingetretenes Uebelbefinden hatte ihn dazu veranlaßt, einen Arzt aufzusuchen, der eine „augenblickliche Operation" anordnete. Die folgende Nacht war ein einziges Alpdrücken. Herr Choutard fühlte sich von starken Händen ergriffen, riß sich los, entfloh, wurde von neuem ereilt, gepackt und in einen großen Raum geschleift, in dem unzählige blanke und scharfe Instrumente in grellem Licht aufblitzten. Am nächsten Morgen erwachte Sylvestre Choutard in Schweiß gebadet. Als er etwas später auf die Straße ging, war alles verändert. Immer, wenn er irgendetwas Neues sah, dachte er:

„Wenn ich das wiedersehe, — dann ist es geschehn!"

Er besuchte einen Freund, der auch Arzt war und ihm seine bösen Ahnungen bestätigte. Nach einer kurzen Untersuchung vernahm er ein Klirren von blitzenden Instrumenten auf blanken Glasplatten, spürte einen starken Geruch von Aether und Chloroform, und der Freund stellte dieselbe Diagnose wie sein Kollege.

Daraufhin war Herr Choutard wie verwandelt. Er beschäftigte sich mit allen möglichen Dingen, die ihm früher ganz gleichgültig gewesen waren. Ganz urplötzlich entdeckte er auch seine besonders privilegierte Stellung innerhalb der menschlichen Gesellschaft. Ein Bettler, der jahrelang draußen vor seinem Stammcafé gestanden hatte, und dem er nie auch nur einen freundlichen Blick geschenkt hatte und noch viel weniger einen Sou, sieht plötzlich zu seinem maßlosen Erstaunen ein Zweifrankstück in seinen Hut fallen.

*

Es ist Nacht.

Herr Choutard erhebt sich von seinem Krankenhausbett, kleidet sich an, öffnet ein Fenster, springt in den Hof — er muß eine Mauer übersteigen, die aber nicht sehr hoch ist, dann befindet er sich auf der Straße, wo es dunkel und leer ist. Er erwischt einen Wagen! Endlich! Herr Choutard ist daheim. Er durchwühlt eine Schublade und geht hinunter, um den Chauffeur zu bezahlen. Beschwerlich steigt er wieder die Treppen hinauf. Ach — was ist das nur? Ein gräßlicher Schmerz macht sich in seinem Leib bemerkbar. Ihm ist, als ob ein boshaftes kleines Tier mit scharfen Zähnen an seinem Fleisch nage — jawohl — jetzt entsinnt er sich, er ist vor der Operation geflohen — aber die Schmerzen — die Schmerzen. —

Mit zitternder Hand schreibt Herr Choutard auf ein Stück Papier: „Ich habe mich selbst getötet, denn ich will nicht operiert werden."

Er löscht die Gasflamme und öffnet dann wieder den Hahn. Das Gas verbreitet sich im Raum — was für ein merkwürdiger Geruch das doch ist?

Wie riecht dies Gas komisch. Herr Choutard durchwühlt sein Gedächtnis. Plötzlich fällt es ihm ein. Das Gas riecht nach Chloroform. Dann sagt er ganz laut: „Das Gas riecht nach Chloroform!"

Er erwacht. Sein Freund, der Arzt, steht neben ihm und sagt lächelnd: „Nur immer ruhig. Alles ist nach Wunsch verlaufen."

Herr Choutard sieht sich erstaunt um und begreift. Es ist geschehen. Es hat also sein sollen. Dann muß es nun auch ganz anders mit ihm werden, und Herr Choutard dachte gleich darüber nach, wie das neue Leben werden sollte — denn nun wollte er leben — ein anderes und besseres Leben. — — —

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.)

Aus unserem Raritätenkasten.

88.

Rußlands Vorrat allein an Eisenerzen wird auf 2 Milliarden Tonnen geschätzt.

89.

Der großartigste Mansfelder Bergbau zieht seine riesige Kupferproduktion aus einer nur 0,1 Meter mächtigen Schicht.

90.

Von den 322 000 Quadratkilometern Norwegens sind nur 2400 Quadratkilometer Ackerland.

91.

Das Durchschnittsalter eines Hundes ist 10—12 Jahre, einer Katze 9—10, eines Hasen etwa 7 und eines Fuchses 14—16.

92.

Die Borastürme erreichen im Maximum eine Geschwindigkeit von 112 Kilometer in der Stunde, einzelne Stöße sogar 200 Kilometer.

93.

Die Fortpflanzung des Aales ist in jüngster Zeit durch die internationale Forschung der Lösung nähergebracht worden. Man kennt zwar nicht die eigentlichen Vorgänge der Geburt, weiß auch nicht, wo die Elterntiere ableiben, aber man hat als unzweifelhaft festgestellt, daß sich die Laichstätten im Atlantischen Ozean und im Mittelmeer befinden. Man hat auch dort die Larven des Aales gefangen und muß diese Stellen als Ausgangspunkte der regelmäßigen Züge von Glasaalen betrachten, die im Frühjahr an den Westküsten Frankreichs und Großbritanniens zeitigen und einige Monate später auch an der deutschen Nordseeküste erscheinen. Sie sind gleichermaßen auch das Ziel für die älteren Aale, die nach jahrelangem Aufenthalt im Süßwasser sich der Laichreife nähern und in stürmischen Herbstnächten massenhaft nach dem Meere abwandern. Jedenfalls findet die Fortpflanzung nicht im Süßwasser statt. Ja, es ist noch nie geglückt, im Süßwasser einen laichreifen Aal anzutreffen.

94.

Unter „Kammermusik" verstehen wir Musik für Soloinstrumente. Früher war sie die Musik für das höfische Gesellschaftszimmer (camera).

95.

Der Wasserstoff ist das idealste Brennmaterial, das es überhaupt geben kann. Dem Leuchtgas ist es seiner Ungiftigkeit vorzuziehen. Ferner erzeugt er eine dreifach so hohe Temperatur wie das Gas. Seiner Einführung steht bis jetzt nur die wenig wohlfeile Darstellung im Wege.

96.

Den Bürgern des Fürstentums Monaco ist das Betreten der Spielsäle nur an dem Geburtstage des Landesherrn erlaubt.

Fröhliche Ecke.

Schlesischer Humor. Einige lustige Geschichten aus dem „Schlesischen Himmelreich" werden im neuesten Heft der „Schlesischen Monatshefte" erzählt: Ein Bauer blieb zum Aerger seiner Frau meist sehr lange im Wirtshaus sitzen, und sie beschloß daher, ihn durch Schrecken auf andere Wege zu bringen, vermummte sich als Satan und trat, als er wieder einmal schwer geladen nach Hause wankte, in ihrer unheimlichen Verkleidung hinter dem Baum hervor. „Was ies denn doas?" stutzte der Bauer. „Ich bin der Satan", brummte die Frau. „Kumm ock har und gib mir denne Totsche", sagte der Bauer, „ich hoa ju denne Schwester zur Froo."

In einem schlesischen Wirtshaus beschwerten sich einmal die Gäste über die Kellnerin. „Sie haben ganz recht, meine Herren", pflichtete ihnen der Wirt bei. „Läsen Sie dam Mensche (der Kellnerin) urndlich a Text. Nicht amol lumpige zwee Gäste kann se bedienen."

Wer zuletzt lacht . . . Paul Rosenhahn wurde in einem Caféhaus der Mantel gestohlen. Am nächsten Tage erzählt Rosenhahn einem Kollegen, daß ein Bekannter ihm seinen Mantel gestohlen habe.

„Was? Du kennst den Kerl, der dir deinen Mantel gestohlen hat?"

„Jawohl, ich kenne ihn!", versicherte Rosenhahn.

„Ja, und warum drohst du ihm nicht mit einer Anzeige?" fragt der Kollege erstaunt.

„Kommt noch", jubelte Rosenhahn, „freilich, kommt es noch, aber erst, wenn er ihn hat reparieren lassen!"

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań